

984. Pilny behauptet auch, es gäbe „erdrückende Beweise“ (S. 216), die USA hätten von den Japanern entwickelte biologische Kampfstoffe im Koreakrieg eingesetzt. Diese Beweise bleibt er schuldig. Dann gibt es einen Verweis auf den „Vietnamkrieg der USA, der von 1954–1975 das Land verheerte“ (S. 258). Das amerikanische Engagement begann jedoch nennenswert erst mit dem Zwischenfall von Tonking 1964 und endete mit dem „Waffenstillstand“ vom Januar 1973, als Kissinger und Nixon ihren südvietnamesischen Bündnisgenossen im Stich ließen. Chinas aktuelle Hochrüstung mit einer modernisierten U-Boot-Flotte, Langstreckenkampfflugzeugen und sogar einem Flugzeugträger (der in Südchina zum Kasino umgerüstet wird, AR) wird kurioserweise als defensiv dargestellt (S. 127). Das sind diese Waffensysteme keineswegs – ebenso wenig wie die nicht erwähnten chinesischen Atomwaffen, Mittelstreckenraketen und Zerstörerflotten. Auch verwundert die Behauptung, „das alte Prinzip der ‘Vorwärtsverteidigung’ entlang der russischen Grenze“ werde modifiziert (S. 126). Die maoistische Doktrin des Volkskriegs tief im eigenen Land hat man anders in Erinnerung.

Koreanische Namen sind auch Glückssache. So heißen die 1996 wegen Korruption verurteilten Präsidenten nicht Chon und No (S. 270), sondern Chun Doo-hwan und Roh Tae-woo. Schließlich, aber leider nicht endlich, ist APEC keine Nichtregierungsorganisation (S. 251), sondern das genaue Gegenteil.

Über die Vielzahl jener Fehler und Ungereimtheiten könnte man noch hinwegsehen, wäre nicht auch Pilnys Hauptthese unschlüssig. Japan wird einerseits vorgeworfen, es sei als Juniorpartner der USA „politisch farblos und passiv“ (S. 229). Andererseits soll es sich, wie andere benachbarte Klientelstaaten, dem chinesischen Hegemonialanspruch unterwerfen, der in der Subordination und Kooperation gegenüber China besteht (S. 132). Warum der Bündniswechsel von einem berechenbaren Rechtsstaat wie den USA hin zu einer kommunistischen Diktatur im japanischen Interesse sein soll, bleibt unerfindlich.

Ein Blick in Pilnys Literaturliste schließlich offenbart eine ziemliche Ansammlung von Kraut und Rüben. Chinabücher werden unter „Japan“ subsumiert und umgekehrt. Auf Fußnoten verzichtet er gänzlich.

*Albrecht Rothacher*

MIRIAM ROHDE, *Japans Entwicklungszusammenarbeit. Auf dem Weg zu Good Governance?* (Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, 365). Hamburg: Institut für Asienkunde, 2003. 247 Seiten, € 24,00. ISBN 3-88910-288-3

Ist Japan der vorbildlichste Geberstaat in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit? Das wäre eine große Frage gewesen für ein groß angelegtes komparatives Forschungsprojekt. Dieses Buch – und das ist schade – setzt sich jedoch nicht mit dieser Frage auseinander. Die Zielsetzung ist bescheidener, zu

bescheiden formuliert. Es geht der Autorin nicht um den Nachweis, in welchen Bereichen der Entwicklungszusammenarbeit Japan besser oder schlechter als die anderen OECD-Länder bewertet werden muss, was die Vergabepraxis der Official Development Aid (ODA) der OECD-Länder angeht; es geht ihr nur um die Frage, ob die Verabschiedung neuer entwicklungspolitischer Leitlinien seitens der japanischen Regierung im Jahr 1992 eher als Mittel der außenpolitischen Selbstdarstellung gedacht war, oder ob dies auch dauerhafte Veränderungen der Vergabepraxis bewirkt habe. Die Autorin verwendet hierfür den Begriff „Institutionenwandel“.

Das ist natürlich eine legitime Fragestellung, auch wenn sie nur auf die Zeit bis 1999 beschränkt wird, also nur sieben Jahre abdeckt; das Buch erschien zwar im Jahr 2003, kann aber trotzdem nicht als aktuell gelten. Immerhin, der Leser/ die Leserin kann eine Menge lernen.

Japan wurde – je nachdem, welche Daten zugrunde gelegt werden – 1989 beziehungsweise 1993 zum „Entwicklungshilfe-Weltmeister“, das Land mit dem größten Etat für Entwicklungszusammenarbeit. Beim Anteil der ODA am Bruttoinlandsprodukt, wo noch immer das international verabredete 0,7-Prozentziel gilt, nimmt es mit 0,35 Prozent (1999) allerdings nur den siebten Rang der 22 DAC-Mitgliedsländer (Development Assistance Committee der OECD) ein. Der niedrigste Zuschussanteil, ein weiterer international beachteter Indikator, und der geringe Schenkungsanteil (also Subventionierung beziehungsweise nicht-rückzuzahlende Kredite) belegen die von der Mehrheitsmeinung stark abweichende Entwicklungsphilosophie Japans: kein Negativanreiz zur Eigeninitiative der Empfängerländer! Auch der Anteil der japanischen multilateralen Entwicklungshilfe liegt weit unter dem Durchschnitt, weil bilaterale Leistungen eine bessere Profilierung erlauben; andererseits haben die UNO und verschiedene UN-Sonderorganisationen in Japan finanziell den stärksten Verbündeten.

Das Buch liefert eine Reihe von Detailerkennnissen über die interne Organisation, die staatlichen Akteursinteressen und den geringen Einfluss von Nicht-Regierungsorganisationen (NROs) auf die japanische Entwicklungszusammenarbeit.

Mit der Formulierung der neuen ODA-Richtlinien von 1992 „setzt sich die japanische Entwicklungszusammenarbeit das Ziel einer weltweiten symbiotischen Verbreitung von Frieden, Wohlstand und Demokratie bei Wahrung des ökologischen Gleichgewichts. In keinem anderen DAC-Land ist bisher der Versuch gemacht worden, Entwicklungszusammenarbeit als einen entscheidenden Faktor der Gestaltung fast aller Bereiche der Außenbeziehungen...[anzusehen]“ (S. 98). Dieses allgemeine Lob wird von der Analyse der Organisation der politischen Planung und der konkreten Vergabepraxis jedoch nicht gestützt: Zu viele widersprüchliche Interessen zwischen den Ministerien und den ausführenden Organen, zu wenig Engagement für internationale Kooperation bei den politischen Parteien, viel Geld aber kaum Personal, zu viele Ausschüsse und Arbeitsgruppen, mangelnde öffentliche Transparenz deren Tuns; weiterhin ein starker Fokus der technischen Zusammenarbeit auf Asien, bei allerdings wachsendem

Interesse an Afrika (hierzu ein eigenes, lesenswertes Kapitel auf den Seiten 119 bis 151).

Die Frage, die im Untertitel des Buches gestellt wird und der das abschließende Kapitel gewidmet ist (S. 220 bis 231), bleibt aber eher verschwommen, ja im Grunde unbeantwortet. Das könnte daran liegen, dass die Autorin eigentlich nicht entscheiden mochte, ob eine starke Orientierung der Entwicklungshilfe an den Interessen der Privatwirtschaft, am Aufbau materieller Infrastrukturen im Widerspruch steht zu dem, was man *good governance* nennen kann oder nennen sollte. Diese Nicht-Auflösung eines Geheimnisses verführt sie dann zu einem gewaltigen Schlusssatz, über den man streiten müsste – oder ein weiteres Buch schreiben sollte: “Während Japan in den Entwicklungsländern *good governance* fördern will, ist dieses Prinzip im eigenen Land noch nicht durchgesetzt“ (S. 231).

Udo E. Simonis

JOHN LIE, *Multiethnic Japan*. Cambridge, MA and London: Harvard University Press, 2004. 248 pages, £ 12.95. ISBN 0-674-01358-1 (pb) / 0-674-00299-7 (hb)

The cliché of Japanese homogeneity is torn to pieces in John Lie’s book. One could (almost) constantly murmur agreement – if only the book kept its promises.

In his very emotional book Lie vehemently criticizes the theory of *nihonjinron* that argues that “the Japanese,” as a completely homogeneous group, are quite apart from the rest of the world. In fact, the Japanese population is clearly not as homogeneous as it might appear at first glance. Based on many examples, Lie demonstrates not only the exceptions to this assumed conformity, but also describes how the cliché of homogeneity came into being. The chapter about popular culture is particularly revealing. He lists foreign influences and important foreigners or members of minorities who have shaped this culture, including baseball stars and *enka* singers. In other chapters, he describes briefly the most important minorities and explains the origins of the idea of Japanese homogeneity: who developed it, why, and when. Again, he gives numerous examples not only of ultranationalists but also of “ordinary Japanese” and even foreigners, showing how deep-seated the idea is in their minds.

All this is correct, and his enthusiasm deserves praise: any book that takes on *nihonjinron* can only help to restore the balance, the more so as it is personal and full of lively examples. After all, a large part of *nihonjinron* literature is personal and emotional, while the critical texts, mostly dry academic analyses, do not offer much to counter this populism.

Unfortunately, the execution of this task is imprecise at best, if not to say sloppy, thus discrediting the whole approach. The book’s troubles start with the title: it could have been named “Multicultural Japan”, or “Japan’s Minorities”,